

DISRUPTION

im Schein des Halbmonds

Stephan Becher

Roman

BoD



Über den Roman:

Drei Jahrzehnte nach der ersten Flüchtlingskrise versinken Deutschlands Großstädte im Chaos. In überwiegend von Muslimen bewohnten Städten übernehmen Kalifen die Macht, stellen die öffentliche Ordnung wieder her. Abgefedert wird das soziale Elend durch den Verzehr aufgebauter Reserven.

In diesem Umfeld blicken fünf Freunde auf die Anfänge der Einwanderung zurück, die zum Verfall der Strukturen geführt hat. Vorwürfe machen sie besonders Martin, Flüchtlingshelfer als Student, nun Bindeglied zwischen Kulturen als Stadtverordneter. Martin wollte stets nur das Gute, steht aber jetzt vor einem Scherbenhaufen. Dazu verliebt er sich als macht- und rechtloser Kuffar in Sherazade, eine gebildete Muslima. Er muss diese tiefe Zuneigung schmerzlich büßen.

Der Roman als düstere Fiktion zeigt grundlegend veränderte Lebensweisen, liefert im Kontext von Gesellschaftskritik fundiertes politisches Hintergrundwissen über die Aktivitäten von NGOs, Kirchen, Medienvertretern und Politikern. Die dem politischen Islam innewohnenden beherrschenden Themen der Vielehe, Unterdrückung der Frau, Antisemitismus und Homophobie werden ebenso angesprochen wie die Gefahr der inneren Sicherheit und das Bestreben muslimischer Vereinigungen, die Deutungshoheit zu erlangen.

Über den Autor:

Dr. med. habil. Stephan Becher lebt und arbeitet in NRW. Von seiner notärztlichen Tätigkeit in Köln, Düsseldorf und Essen kennt er die Entstehung der sozialen Brennpunkte und ihre Parallelgesellschaften. Er verfolgt mit Sorge die gesellschaftlichen Veränderungen in den Randgebieten dieser Städte und im Land, die ihn stark an seine Zeit in Paris erinnern.

Quidquid agis, agas prudenter et respice finem.

*Was auch immer du tust, handle klug und bedenke das
Ende.*

Inhaltsverzeichnis

Einleitung
So etwas wie Zuhause
Eine Lesung mit Aussicht
Unterricht mit Sherazade
Blick hinter die Kulissen
Ratssitzung mit Sicherheit
Luxus bei Carsten
Freude mit Susanne
Ruhelos zu Hause
Schlangenkinder bei Malvina
Bier im Fitsch
Mehrmals verfolgt
Missstände im Heim
Ratssitzung mit Sherazade
Begeisterung im Restaurant
Ausflug mit ihr
Martins Vergangenheit
Abends bei Fred
Überfall auf dem Nachhauseweg
Hilfe mit Heilsalbe
Wiedersehen mit Silvia
Gewalt gegen Fred
Antisemitismus und Scham
Martin in der Bibliothek
Mit Sherazade in der Schule

Anschlag im Advent
Folterung mit Methode
Martin zu Hause
Besuch von Michael
Aussicht auf Besserung?
Neuigkeiten von neuen Leuten

Einleitung

Es war ein dermaßen heißer, trockener Sommertag in dieser stolzen Stadt, dass die Luft zu flimmern begann. Der Staub, der sich über die Wochen angesammelt hatte, wirbelte bei jedem Schritt auf. Selten hatte über eine so lange Periode im Westen Deutschlands solch ein Wüstenklima geherrscht. Die wenigen Bäume an den verschmutzten Straßenrändern hatten die ersten Blätter abgeworfen, die wie Gefieder von jedem Windstoß über die Bürgersteige gejagt wurden. In den Hauseingängen ging dem Laub buchstäblich die Luft aus, dort sammelte es sich. Was Menschen und Tiere anging, so hatte sich eine morbide Lethargie über den Dächern der Stadt ausgebreitet und sie war zu einem farb- und kraftlosen Ort verwelkt. Erst mit dem Sonnenuntergang begann sich hier Leben zu regen.

Jetzt jedoch, Stunden davon entfernt, hingen die meisten erwachsenen Bewohner der Stadt in ihren Wohnungen, Läden oder diversen Gaststätten herum, gingen entweder ihren Tagesgeschäften nach oder vertrieben sich die Zeit mit Müßiggang.

Nach draußen zog es vor allem junge Eltern: Verschleierte Frauen in knöchellangen Mänteln folgten sittsam ihren vorausschreitenden Männern. Sie schoben Kinderwagen vor sich her und hatten ihre größeren Söhne und Töchter im Schlepptau, die hinter ihnen her trotteten.

Andere Männer, alleinstehende, solche mit großen Kindern und Ältere, saßen in den Teestuben. Hier trafen sich vor allem gelangweilte Männer, deren Vorfahren aus arabischen Ländern stammten, auf schäbigen bunten Plastikstühlen mit

verrosteten Stuhlbeinen. Den abgetragenen Kleidungsstücken der Gäste konnten scharfe Kanten oder auch Motten keinen Schaden mehr zufügen. Alles und jeder hier hatte seine besten Zeiten längst hinter sich. Verschwunden war der spröde Charme des Viertels aus früheren Jahren, als die Arbeiter mit ihren oft von Öl oder Erde gesprenkelten Hemden nach der Schicht ihr Bier tranken. Handwerker, Industriearbeiter, kleine Angestellte und Gewerbetreibende waren hier ansässig gewesen und gerne eingekehrt.

Und jetzt? Die wenigen Alten, die es versäumt hatten wegzuziehen, warteten duldsam auf ihr Ende oder waren dem Alkohol verfallen. Seitdem das Café zur Teestube geworden war, blieben sie fern.

Die neuen Gäste tranken aus kleinen Gläsern einen wohlriechenden Pfefferminztee, stark gesüßt, heiß mit einem Blatt Minze. Sie unterhielten sich unaufgeregt in einer kehligen Sprache und ließen die Zeit ohne Anschein von Mühen verstreichen, in einer Ruhe und Gelassenheit, die die Stadt früher nur selten erlebt hatte. Einige der Jüngeren rauchten Shisha-Pfeifen, deren Rauch den Raum erfüllte. Vor den geöffneten Glasschiebetüren der Teestube standen zur Straße hin ein paar Plastiktische in der Sonne, wo ein zerrissener Sonnenschirm keinen Schatten mehr spenden konnte. Auf den Tischen standen ein paar leere Gläser, die darauf warteten, dass Kamal Abdel Rahman, der Wirt, sie abräume.

Er war fünfunddreißig, trug einen dunklen, dichten, gepflegten Vollbart und das Haar nach hinten gekämmt. An beiden Rändern war es kurz geschoren, um übergangslos ins Barthaar überzugehen. Am rechten Oberarm hatte Kamal eine Tätowierung, deren Motiv teilweise vom Ärmel seines abgetragenen T-Shirts verdeckt wurde. Darunter lugte sein

wohlgenährter Bauch hervor. Er trug eine schmutzige, knielange Stoffhose mit weiten Hosenbeinen. Seine Füße steckten in ausgetretenen Latschen.

Der Wirt dachte nicht daran, die Tische abzuräumen, zu vertieft war er in die Gespräche mit seinen Gästen. Keiner hier wies ihn darauf hin, denn jeder wusste: Bald würde seine Frau Aisha kommen. Die konnte sich den Pflichten widmen und die Gläser abräumen, die Tische säubern und das restliche Geschirr spülen.

Es waren überall die Frauen, die stumm ihren Aufgaben nachgingen, um einen geregelten Alltag aufrechtzuerhalten und die versuchten, gegen den täglichen Schlendrian anzugehen. Den Männern gefiel das sehr gut so: Die Mühsal des puren Überlebens in dieser Hitze würde sich bald in der staubigen Dämmerung lösen, die die angenehme Kühle der Nacht ankündigte, in der die Frauen sich zum Liebesdienst für ihre Männer bereithielten. Jedenfalls jene Männer, die eine Frau hatten oder sogar mehrere.

Kamal begrüßte seine Gäste überschwänglich mit einer Handaufs-Herz-Geste und bot ihnen ungefragt Chai an. Über Kaffee sprach er erst gar nicht: Wenn die Gäste Kaffee wünschten, musste er eine alte Maschine bedienen, den Kaffeesatz entfernen, Wasser nachfüllen und die Patronen wieder von neuem mit dem frischen Kaffeepulver füllen. Damit war er eine Weile beschäftigt.

So erwähnte er dieses Getränk erst gar nicht, und nur selten verlangte einer der Gäste danach. An Speisen reichte Kamal süßes Gebäck aus einer verschmierten Glasvitrine, um die sich die Schmeißfliegen balgten, als wäre nicht genug für jede da. Über der Vitrine hing ein gelb-brauner Leimbandfliegenfänger, der bereits seit Monaten dort befestigt war, ohne dass Kamal sich daran störte oder daran

dachte, das mit toten Fliegen übersäte Band auszuwechseln. Er wirkte rundum zufrieden, denn er kannte die Vorgeschichte seiner Teestube ja nicht: Damals, als es noch ein Café war und in der Stadt zu den ersten Adressen zählte, in denen es die leckersten Schokoladenkuchen und den besten Espresso gab, und abends für die Arbeiter ein kühles, frischgezapftes Bier. In einer Zeit, die schon so lange her war, dass nur die ältesten Bewohner sich daran erinnern konnten. Damals war das Café das Juwel des Viertels gewesen.

Ein leichter Windstoß hatte sich von Norden eingestellt. Die Gäste atmeten leise, aber hörbar erleichtert auf und versuchten, ihre geöffneten Hemden so in das Lüftchen zu halten, dass sie den Hauch einer Kühlung spüren konnten.

In der Teestube stand zwar ein klappriger Ventilator, der sich auch drehte, aber tagsüber lediglich dazu diente, die warme Luft zu verteilen. Das gleichmäßige Summen der Blätter konkurrierte mit den arabischen Liedern aus dem Radio, vorgebracht von Männern und Frauen, die klagend ihre Töne gen Himmel schickten. Die alte Klimaanlage, längst kaputt, hing als Relikt über der Haupteingangstür und rostete still vor sich hin. Die Teestube befand sich in einer Seitenstraße mit ehemals stattlichen Gründerzeithäusern mit bröckligen Fassaden, die vor sehr langer Zeit mit leichten Pastellfarben gestrichen waren, die heute nur noch zu erahnen waren. Und durch diese Seitenstraße bahnte sich nun ein hochgewachsener, blasser Mann von schlanker Gestalt seinen Weg: Martin Overbeck.

Martin leitete als Kulturbeauftragter der Stadt die Zusammenarbeit der muslimischen mit der christlich-jüdischen Bevölkerung und stellte das Bindeglied zwischen den multikulturellen Stadtteilen da. Obwohl er auf die Fünfzig zuging, hatte er sich ein jugenhaftes, offenes

Gesicht bewahrt. Der klare Blick seiner blauen Augen strahlte Wärme und Freundlichkeit aus. Sein Haar begann an den Ecken schütter zu werden und bei näherem Hinsehen waren die ersten grauen Haare an den Schläfen erkennbar. Mit seiner verwaschenen Jeans und einem karierten, etwas zu weiten Hemd glich er einem Relikt vergangener Zeiten. Alles an Martin wirkte ein wenig schlaksig und ungelent, so als ob er noch wachsen wollte. Er hatte ein fein geschnittenes, etwas zu längliches Gesicht und sah ein wenig wie ein großer Lausbub aus, in dessen Gesicht sich immer ein Lächeln anbahnt.

Martin hatte sich auf dem Markt nach einer Stola umgesehen und dafür eine gute Empfehlung von Ali bekommen. Wo es die schönsten und edelsten Stoffe im Souk gab, dem orientalischen Markt mit all seinen Geschäften und Händlern.

Er war in einer der vielen kleinen verwinkelten Nebengassen fündig geworden und hatte dort bei einem iranischen Händler mit einem runden Gesicht und vertrauenserweckenden Augen eine schöne blaurote Stola aus reiner Seide gefunden. Schnell war er sich mit dem Verkäufer einig geworden und hatte das Tuch erworben. Von den anwesenden Händlern war er mitleidvoll angesehen worden, hatte er doch den geforderten Preis ohne zu handeln vollständig bezahlt.

Martin hatte sich nach all den Jahren immer noch nicht daran gewöhnen können, die Gebräuche der Zugereisten zu übernehmen, es war ihm auch peinlich, um ein paar Alemandinar, der gängigen Währung im Souk, zu feilschen. Außerdem wäre ihm kein Preis für Sherazade zu hoch gewesen. Was sie wohl zu diesem Geschenk sagen würde? Würde sie es überhaupt annehmen wollen? Was würde sie

von ihm denken? All diese Gedanken schossen ihm durch den Kopf, als er nun die Straße entlanglief.

Wie würde er es schaffen, ihr diesen kleinen, kunstvoll eingewickelten Schatz unbeobachtet zu überreichen?

„Herr Overbeck! Herr Overbeck“, hörte er es urplötzlich rufen.

Martin hob den Blick: Es war Kamal, der Wirt, der ihn freundlich herüberwinkte und bei dem er schon so oft einen Chai getrunken hatte. Er wollte Kamal nicht brüskieren, die traditionelle Gastfreundschaft wertschätzen, durfte aber auch nicht die letzte Bahn versäumen. Einen Tee, dachte er bei sich, dazu reicht die Zeit noch und so überquerte er die Straße, um Kamal mit Handschlag und einer Umarmung mit Schulterklopfen zu begrüßen. Früher war ihm diese körperliche Nähe unangenehm gewesen, aber da es jetzt allorts Sitte unter Freunden war, wollte er sich dem Ritus nicht verschließen. Es kostete ihn ja auch nichts.

„Was machst du noch hier?“, wollte Kamal wissen. „Gibt Probleme?“

Kamal war immer neugierig und seine Teestube der Umschlagplatz der neuesten Ereignisse. „Nein, alles beim Alten“, meinte Martin und lächelte.

Er hatte mittlerweile den süßen Tee vor sich stehen und sah die vielen älteren Männer an, die sich hier die Zeit vertrieben. Aber was sollten sie auch machen, außer dazusitzen und Tee zu trinken? Da es keinen Klatsch gab, hatte Kamal das Interesse schnell verloren und wandte sich wieder seinen anderen Gästen zu. Martin verabschiedete sich und eilte weiter. So wie diese Gäste, fuhr ihm durch den Kopf, wollte er nicht enden. Einsam, die Kleidung nur noch Lumpen, ohne noch einen Sinn im Leben zu sehen.

Martin hatte nach dem Abi nicht so recht gewusst, was er machen sollte und so studierte er zuerst Sozialwissenschaften und später im Ruhrgebiet noch soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt „Armut bei Flüchtlingsmigration“. Sofort nach der ersten großen Einwanderungswelle hatte er bei der Stadt als Migrationskoordinator angefangen. Er hatte schon während seiner Studien ein paar Sätze Arabisch gelernt und konnte auch die Schrift lesen. Seine Arbeit war ihm wichtig. Er sah sie als sinnstiftend an und fand Erfüllung in ihr. Nach wie vor war Martins Engagement sehr gefragt und er gehörte zu den Erfolgreicheren dieser Stadt, auch wenn er sich von seinem Verdienst plus des bedingungslosen Grundeinkommens nur einen bescheidenen Lebensstil leisten konnte.

Martin ging jetzt schneller, denn er musste zusehen, mit der letzten Bahn ins europäische Viertel zu kommen. Bei Anbruch der Dunkelheit war es besser, dort und somit in Sicherheit zu sein. Obwohl er eine exponierte Stellung zwischen den Kulturen einnahm und viele einflussreiche Leute kannte, war dies keine Garantie für Unversehrtheit, zumal er noch durch das arabisch-afrikanische Viertel musste, um die letzte Bahn zu erwischen. Hier hatte sich besonders viel verändert in den letzten Jahrzehnten.

Die Entstehung dieses Viertels hatte Martin über Jahre begleitet, um den Neuankömmlingen Wohnraum zuzuweisen. Nun erinnerte es mehr an den vorderen Orient als an einen europäischen Stadtteil. Es wimmelte von Menschen mit bunten Kleidern und Kopfbedeckungen, die Frauen zerrten ihre Kinder hinter sich her. Sie waren von kräftiger voluminöser Statur mit großen bunten Tüchern bekleidet, die mühsam ihre breiten Hüften verdeckten und sich bei dem watschelnden Gang wie Fahnen bewegten. Männer saßen am Straßenrand und unterhielten sich. Kinder spielten, schrien, widersetzten sich den Vorgaben ihrer

Mütter. Es war ein unerträglicher Lärm, ein Geschrei und Gezeter.

Es war kaum ein Durchkommen und die vielen Zweiräder und Menschenmassen schienen Verkehrsregeln zu folgen, die Beobachter nicht verstehen konnten. Individueller Autoverkehr war in den Städten schon seit Jahren kaum möglich, denn die Straßen waren fast durchgehend für Autos gesperrt. Normalsterbliche durften nur noch die wenigen offiziell zur Verfügung gestellten Elektroautos benutzen, bis auf wenige private Ausnahmen. Jetzt, am Abend, brachten viele ihre Einkäufe und Habseligkeiten von den örtlichen Märkten und Shops mit Elektrotretrollern oder Fahrrädern nach Hause. Martin sah sich um und ein Gewicht legte sich auf seine Brust: Da waren all die Jugendlichen, die mit leerem Blick und kraftloser Haltung an den Straßenecken herumlungerten. All die Kinder, gekleidet in Lumpen, die im Dreck spielten.

In den Anfängen der ersten Einwanderungswellen waren die Migranten wie alle anderen in den Genuss von Kindergeld gekommen, was eine Bevölkerungsexplosion zur Folge hatte. Erst nachdem das Grundeinkommen nur noch an Erwachsene ausgezahlt wurde und somit ein Anreiz fürs Kinderkriegen entfallen war, hatten die Zuwachsraten langsam abgenommen. Ein Übriges taten die in den zwanziger Jahren angeschafften sogenannten Liebespuppen, die von Städten und Gemeinden kostenfrei zur Verfügung gestellt wurden. Sie waren zwar nicht so komfortabel wie die hoch entwickelten japanischen Modelle, die gefühlsecht daherkamen und beinahe empathische Fähigkeiten vorspielten, erfüllten jedoch ausreichend gut ihren Zweck. In dieser traditionellen und zugleich so modernen Stadt hatte die Verwaltung früh Maßnahmen ergriffen, den sexuellen Druck der jungen, unterbeschäftigten Zuwanderer zu kanalisieren. Zuerst, indem sie in den Silvesternächten

hunderte Prostituierte engagierte, deren Dienste die Zielgruppe kostenlos nutzen durfte. Dann aber waren die Liebespuppen auf den Markt gekommen und hatten sich als die bessere, weil allzeit verfügbare Alternative erwiesen. Endlich waren die sexuellen Übergriffe auf Bewohnerinnen des Viertels und andere Bürgerinnen zurückgegangen.

An all das musste Martin jetzt denken, während er durchs Viertel eilte. Plötzlich erklang hinter ihm eine Frauenstimme.

„Martin!“

Er kannte und mochte diese Stimme. Er wirbelte herum. Gütige braune Augen leuchteten ihm aus einem rosigen Vollmondgesicht entgegen. Malvina!

Malvina Mansour galt als die gute Fee des Viertels, weil sie als Sozialarbeiterin im Auftrag der Verwaltung arbeitete und sich weitaus mehr Stunden, als sie bezahlt bekam, um alleinstehende Frauen und deren Kinder kümmerte. Sie selbst hatte sich im Alter von sechzehn Jahren in einen jungen Einwanderer verliebt und ihn spontan geheiratet. Obwohl sie sich damals als Emanze bezeichnete, hatte Malvina doch bald ein Kopftuch angelegt und war mit Anfang Zwanzig Mutter von vier Kindern gewesen. Sie hatte nach über fünfundzwanzig Jahren mit Mohamed eine gewisse Eigenständigkeit erlangt, was diesem freilich wenig gefiel, ihr dafür umso mehr Freiheiten ermöglichte. Martin wusste einiges über sie, denn sie war bekannt wie ein bunter Hund. Heute umgab sich ihr Mann lieber mit seinen jüngeren Frauen, die nach und nach eingereist waren, ihm mehr huldigten und zu Diensten waren. Außerdem gaben sie nie Widerworte.

Es gab immer Rivalitäten unter den Frauen, an denen sich Malvina nicht beteiligen wollte. Die Vielehe war inzwischen

offiziell eingeführt worden und schon lange hatte Malvina sich damit abgefunden, eine von vier Frauen Mohameds zu sein. Sie war allerdings die einzige von ihnen, die einer Arbeit nachging und darin aufging. Ihre drei Mitfrauen waren ausschließlich mit dem Haushalt und den Kindern beschäftigt, so wie es Mohamed von ihnen erwartete. Malvinas Kinder hatten vor ein paar Jahren das Haus verlassen. Ein Umstand, der ihren Stand in der Großfamilie nicht unbedingt erleichterte. Und trotzdem wirkte sie freundlich und ungebrochen.

Martin musterte Malvina liebevoll. Sie war über die Jahre füllig geworden und hatte Lachfältchen um die Augen, doch besaß sie noch ihr volles braunes Haar, das als Zopf unter dem Kopftuch herausschaute. Man erkannte noch, dass sie ein sehr attraktives Mädchen gewesen war, das zeigte ihr ebenmäßiges Gesicht.

„Na, Malvina, auch wieder spät bei der Arbeit?“, fragte Martin.

Sie lachte nur und neckte ihn dann: „Träumst du oder bist du verliebt? Du läufst blind und taub durch die Gegend!“

Martin errötete leicht. „Ach Quatsch“, verteidigte er sich, „es war einfach ein langer Tag, dazu diese Hitze, ich bin einfach nur müde.“

„Du flunkerst ja, wer ist denn deine Angebetete?“, wagte Malvina eine Finte.

Aber Martin ging nicht darauf ein und wollte wissen, was sie um die Zeit hier mache.

„Ich bin auf dem Weg nach Haus und muss mich beeilen, die letzte Bahn noch zu bekommen.“

„Gut! Da will ich auch hin, lass uns zusammen gehen“, schlug er vor.

So liefen sie zusammen durch die ehemalige Erler-Straße, die heute Moschee-Straße hieß, an vielfältigen Gerüchen vorbei, die aus den geöffneten Fenstern der Häuser drangen. Viele Straßennamen von Generälen oder bedeutenden Persönlichkeiten der Nachkriegszeit waren in Namen afrikanischer Freiheitskämpfer wie der der Hereros umbenannt worden. Die Göben-Straße war nun Nanseb-Gabemab-Straße. In Martins Bauch kribbelte es: Wenn man durch dieses Viertel lief, ohne Eile und in Begleitung, und wenn man den Schmutz und Unrat ausblendete, dann war es wie in einem Urlaub irgendwo in Nordafrika.

„Wo warst du heute?“, fragte Martin seine Begleiterin, als das Schweigen belastend wurde.

Er kannte Malvina seit Jahren und hatte sie häufig unterstützt, wenn es darum ging, familiäre Probleme zu lösen. Malvina hatte ein Händchen für die Einwanderer, vor allem für die Frauen und Kinder. Besonders, wenn es um häusliche Gewalt ging, hatte sie viele Konflikte schlichten können. Martin ahnte, dass es mit daran liegen konnte, dass sie selbst Opfer von Schlägen und Misshandlungen geworden war und sich so gut in die Situation der erniedrigten Frauen hineinversetzen konnte.

Ein besonderes Anliegen waren ihr die vielen gebrochenen afrikanischen Frauen, die als Jugendliche von der nigerianischen Mafia ins Land geholt worden waren und unter den unwürdigsten Bedingungen zur Prostitution gezwungen wurden. Tausende waren illegal durch die offenen Grenzen eingeschleust worden und fristeten ein Dasein zwischen Vergewaltigungen und Schlägen.

„Bei der Familie Joanda, weißt du? Die ganz Jungen mit den vielen Kindern.“

„Ja, die kenne ich, da ist immer was los. Gibt's wieder Probleme?“, hakte Martin nach.

„Kann man so sagen.“ Malvina seufzte. „Kibeli weigert sich, den Vaterschaftstest zu machen, damit die Kinder endlich deutsche Ausweise bekommen können und nach Afrika zu ihren Verwandten reisen dürfen.“

„Warum das denn? Das wäre doch gut!“

„Nicht nur! Kibeli weiß, dass er dann Stress mit seiner anderen Frau kriegt, mit der er auch vier Kinder hat.“

„Ah.“ Jetzt seufzte auch Martin. „Versteh ich, unangenehme Situation für ihn. Da gibt es auch keine einfache Lösung.“

„Nein.“

Martin wechselte das Thema. „Weißt du eigentlich, was aus Kabou geworden ist?“ Er hatte über ihr Schicksal von Silvia, seiner ehemaligen Verlobten gehört. Kabou war eines der vielen Lover-Boy-Opfer geworden. Er hatte sie einmal ganz verschüchtert im Heim angetroffen, wo ihre Zuhälter sie kurz zuvor besucht und Druck auf sie ausgeübt hatten.

Viele junge Mädchen hatten sich in den ersten Einwandererjahren von den jungen Migranten ködern lassen und waren später zur Prostitution von ihnen gezwungen worden.

„Nein, soweit ich weiß, ist sie aus dem Teufelskreis ausgebrochen, nachdem sie die Stadt verlassen konnte. Genaueres kann ich dir allerdings nicht sagen.“

„Da hat sie ja noch mal Glück gehabt, dass sie das geschafft hat.“

Martin hatte von der Homepage „1001Geschichte“ gehört, auf der viele Erfahrungsberichte zu finden waren. Er war entsetzt, wie häufig die Methode angewendet worden war, ohne dass irgendjemand dem Treiben Einhalt geboten hätte.

Schon zu seiner Jugend waren europäische Urlauberinnen wiederholt Bezness-Opfer geworden, wenn sie sich in Nordafrika in einen der jungen, perfekt anbandelnden Araber verliebt hatten, die auf ein angenehmes Leben in Europa hofften.

Malvina beobachtete ihn. „Und du? Was hast du auf dem Markt gemacht?“

„Ich war im Souk“, entgegnete Martin einsilbig. Was sollte er ihr denn sagen, für wen er die Stola gekauft hatte?

„Nur so?“, kam prompt Malvinas nächste Frage.

Nun musste er sich etwas ausdenken. „Ja, einfach so, ich wollte Ali treffen“, schwindelte er unbeholfen. Zum Glück war es schon dunkel geworden, sonst hätte Malvina bemerkt, wie rot er geworden war. Sie wollte ihn offenbar nicht weiter bedrängen und so gingen sie stumm nebeneinander zur Haltestelle.

„Hast du mal wieder was von Silvia gehört?“

Diese Frage traf Martin wie ein Schlag. „Leider nein. Sie ist nach dem Übergriff wie vom Erdboden verschwunden.“

Er wollte Malvina nicht beichten, wie lange es gedauert hatte, bis er den Verlust seiner langjährigen Freundin überwunden hatte. Nicht hier auf der Straße.

Noch heute musste er immer wieder an Silvia denken, an die Urlaube, die Zweisamkeit, gemeinsames harmonisches Leben.

Malvina atmete tief durch und schwieg. Sie hatte offenbar seine Veränderung bemerkt.

„Wie sich hier alles im Lauf der Jahre verändert hat“, wechselte nun sie das Thema.

Erst jetzt blickte Martin vom Boden auf, den er beim Laufen gemustert hatte. „Kann man so sagen.“

Geistesabwesend blickte er auf die Menschen und das Gewimmel, ohne seine Umgebung bewusst wahrzunehmen. Gerade war er gedanklich noch bei Silvia gewesen – in der gemeinsamen Ära – und nun fiel ihm besonders drastisch auf, wie anders heute alles aussah. Der Zahn der Zeit hatte nicht nur den Fassaden, sondern auch den Fenstern stark zugesetzt. Der Putz der meisten Gebäude blätterte ab, die wenigen Stufen waren ausgetreten oder abgebrochen, der Handlauf verrostet und verbogen. Es gab an vielen Häusern nur noch ein paar Flächen, an denen Putzreste vorhanden waren. Ansonsten kam das blanke Ziegelwerk hervor. Die Dachrinnen hingen funktionsuntüchtig herunter. In den zugemauerten Kellerfenstern florierte das Unkraut. Fensterrahmen waren verwittert, Scheiben taub. Die Betonbürgersteige waren überall mit Bruchstücken versehen und an vielen Ecken hatten sich Löcher gebildet, so dass der braune Boden zum Vorschein kam. Im Hauseingangsbereich war eine Tür notdürftig eingesetzt worden. Die Klinke hing herunter, der Rahmen war erodiert. Im Hinterhof lag der Staub grau und dick auf den Mülltonnen. Ein Bettenrost lehnte an der Hauswand und die zugehörige Matratze lag achtlos auf dem Boden daneben. Die Besitzer hatten sich

ihrer wohl mit einem Wurf aus einem Fenster der oberen Stockwerke entledigt.

Auf dem Weg lagen Abfall und massenhaft Essensreste, die vor sich hin schimmelten und den Ratten ein gefundenes Fressen boten. Es war das Bild jahrelanger Vernachlässigung. Seit Jahrzehnten wurden keine Renovierungsarbeiten mehr vorgenommen, die Fassaden erinnerten an die Häuser im ehemaligen Ostblock zu den Zeiten des Eisernen Vorhangs. In wenigen Jahren würden hier nur noch baufällige Häusergerippe stehen.

„Ich frag mich, wie lange die Stadtverwaltung das so laufen lässt?“

Martin wusste durch seine Arbeit im Rat, dass es an allen Ecken und Enden fehlte. Sollte er sich auf eine Diskussion mit ihr einlassen?

„Die Stadt muss eben Prioritäten setzen“, fiel ihm dazu ein und schon im nächsten Moment wünschte er sich, nichts gesagt zu haben.

„Wie bist du denn drauf? Welche höheren Prioritäten gibt es denn als die, den Bewohnern ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen?“ Sie sah ihn prüfend an.

„Überhaupt Überleben ermöglichen“, antwortete Martin.

Er dachte an all die Probleme seit dem Umsturz und die Versorgungslage für die Bevölkerung. Wenn es die Essenstafeln nicht gäbe, wer weiß, wie es dann aussähe.

Malvina hatte verstanden, worauf er hinauswollte. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, war ihre Antwort.

„Aber ohne geht's auch nicht in einer Gesellschaft, in der hundert Millionen leben und nur ein Bruchteil erwerbstätig ist“, entgegnete Martin. Sollte er ihr von den Streitereien im Stadtrat bei den Haushaltsverhandlungen berichten? Lieber nicht.

Malvina schien aber zu ahnen, worauf er hinauswollte. „So schlimm steht es?“, fragte sie zaghaft.

„Ja, leider“, meinte Martin, zuckte mit den Schultern und schwieg, bis sie den äußeren Ring des afrikanischen Viertels erreicht hatten.

Als Martin und Malvina an der Bahnhaltestelle eintrafen, hatte sich bereits eine Menge Leute eingefunden, die noch ins europäische Viertel wollte.

Die Haltestelle bestand aus einem verfallenen Betonhäuschen, Sitzgelegenheiten gab es nicht mehr, alles war mit Graffiti beschmiert und in den Büschen dahinter hingen Fäkalien und Toilettenpapier. Seit Jahren fühlte sich die Bahngesellschaft nicht mehr zuständig.

Die öffentliche Reinigung war ebenso eingestellt worden, weil niemand mehr diesen anspruchsvollen wie schlecht bezahlten Job machen wollte. Auch hatte es in vielen Bezirken Gewalt gegen die Mitarbeiter gegeben. Zuerst in Freiburg, später auch in anderen Städten wurden Straßenreiniger brutal angegangen, worauf sie sich weigerten, in Brennpunkten zu arbeiten.

Die autonom fahrenden Bahnen kamen mehr oder weniger wie sie konnten. Die Bevölkerung hatte sich an die Zustände gewöhnt. Es blieb ihr auch nichts anderes übrig, da der motorisierte Individualverkehr eingeschränkt worden war. Martin und Malvina waren zum Glück rechtzeitig eingetroffen.

Das zeigten die vielen Wartenden. Die Bahn würde noch kommen.

Die meisten der Wartenden waren jung und als Ärzte und Sozialarbeiter zu erkennen, die wohl von ihren Sprechstunden aus den Vierteln zurückkamen.

Martin wusste, dass sie die neuen Bewohner auf Tuberkulose screenen mussten, nachdem sich die multiresistenten Stämme in den Vorstädten immer stärker ausgebreitet hatten und Todesfälle sich häuften.

Als eine Epidemie drohte, hatte der Rat sich nicht mehr gegen ein flächendeckendes Untersuchungsprogramm wehren können. Die Schweizer Chemiegiganten waren bereit, die neuesten Medikamente gegen die multiresistenten Stämme zum Selbstkostenpreis der Regierung zur Verfügung zu stellen. Denn das letzte große deutsche Pharmaunternehmen hatte schon seinen Sitz außerhalb des Landes verlegt.

Einer der Aufgaben der Ärzte war die Überwachung der regelmäßigen Medikamenteneinnahme mittels Bluttests, da die Bewohner die Medikamente oft zu früh absetzten und so neue Resistenzen züchteten. Waren erst einmal antibiotikaresistente Tuberkulose-Fälle in der Stadt, so war es kaum noch möglich, alle Patienten mit den teuren Medikamenten zu versorgen. Vor ein paar Jahren musste in der Hauptstadt ein ganzes Viertel unter Quarantäne gestellt werden und die Stadt glich dem Bild einer Ebola-Epidemie des letzten Jahrtausends. Ärzte in Schutzanzügen, überfüllte Krankenhäuser, Menschen mit Mundschutz oder Atemschutzmasken. Es dauerte Monate, bis die Situation unter Kontrolle war.

Zehn Minuten betrug die Wartezeit, dann traf die Bahn ein. Malvina und Martin konnten trotz des vollen Waggons noch zwei Sitzplätze ergattern.

„Zum Glück hat sich die Islam-Partei nicht durchgesetzt, die getrennten Nahverkehr für Männer und Frauen forderte“, meinte Malvina mehr aus Spaß als ernst gemeint, „denn sonst müsste ich auf die nächste Bahn warten.“

„Die vermutlich nie kommen würde“, ergänzte Martin. „Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum Redouane Ahrouch, der belgische Anführer der Islam-Partei, seinen Antrag nicht weiter verfolgt hat, weil er wusste, dass das die Bahn nicht leisten könnte.“

Die Klimaanlage hatte ihre Funktion eingestellt und sie waren froh, dass durch die kaputten Oberlichter ein Luftzug entstand, der das stickige Klima im Abteil erträglich machte. Martin freute sich über die Sitzplätze in der überfüllten Bahn und hoffte nur noch, keinen Hochzeitscorso erleben zu müssen, der die Fahrt der Bahn behindern würde.

Nach ein paar Stationen waren sie an der Haltestelle angekommen, an der Malvina aussteigen musste und Martin fuhr allein weiter in Richtung Oberstadt. „Bis nächste Woche“, rief sie. Flugs war sie die Stufen herabgestiegen und in der beginnenden Dämmerung verschwunden.

Martin schaute nach draußen auf die Straßen der Stadt. Die Armut war mit Händen zu greifen. Die Zahl der Obdachlosen war in den Städten stark angestiegen. Sie hausten in Elendscamps auf der Straße unter Eisenbahnbrücken oder in U-Bahn-Unterführungen. Viele der Einheimischen konnten durch Schlafstätten bei Bekannten über die Runden kommen. Dennoch war die Zahl, die auf der Straße lebte, stetig angewachsen. Dazu gehörten viele Armutsmigranten,

die keine Aufnahme in den ausgewiesenen Bezirken erhielten. Andere hatten eine Sucht entwickelt und kamen mit dem Grundeinkommen nicht klar. Deshalb fanden sich unter den Obdachlosen zunehmend Leute, die sich prostituierten. Kommunale Verwaltungen, Hilfsorganisationen und Wohlfahrtsverbände standen dem Ausmaß des Elends hilflos gegenüber. Es fehlte allerorten an den notwendigen Mitteln. Allein die Renten hätten fast die Hälfte der Steuereinnahmen aufgefressen, so dass das Grundeinkommen der einzige Weg gewesen war, die Staatsfinanzen unter Kontrolle zu bringen. Die Essenstafeln konnten nur einen Teil der Bevölkerung versorgen, zu knapp war das Angebot geworden. Regelmäßig kam es zu tumultartigen Szenen, so dass die Essensausgabe unter dem Schutz von Polizeirobotern erfolgen musste.

Martins eigene kleine Wohnung kam ihm plötzlich wie ein Hort der Gemütlichkeit und Sicherheit vor.

Die Häuser und Menschen der Stadt glitten an Martin vorbei und die Geräusche und Gerüche drangen von ferne in den Wagen. In den vorbeifahrenden Vierteln lag der Geruch des Niedergangs, der sich wie Mehltau über die Gassen und Häuser gelegt hatte. Die Kanalisation funktionierte nur eingeschränkt, die Rohre waren im Laufe der Jahre gebrochen und undicht geworden, Fäkalien und Urin versickerte im Boden und die Bewohner schickten ihr Abwasser über die Rinnsteine, wie es in den mittelalterlichen Städten üblich gewesen war. Es herrschte in dieser einstmals so herrschaftlichen Stadt ein Gestank, an dem Jean Baptiste Grenouille, die Romanfigur aus Patrick Süßkinds Parfüm seine reine Freude gehabt hätte: Der süßliche Duft von Cannabis, der Rauch der Shisha-Pfeifen, der schweißig dünstenden Bewohner, ab und zu ein schweres Parfüm oder ein Gewürz ... Ein von Zeit zu Zeit aufkommender Luftstrom trug zudem einen Hauch von

Feuer- und Aschegegeruch vom afrikanischen Stadtviertel herüber.

So etwas wie Zuhause

Martin blickte hinaus in die Dämmerung und sah aus seiner vorbeifahrenden Bahn viele Bewohner, die er kennen- und schätzen gelernt hatte. Wer neu ins Land kam, stand vor vielfältigen Problemen bei der Beantragung und Gewährung der sozialen Hilfen, die der Staat anbot. Martin half vielen bei ihren ersten Schritten. Da war Matay, ein junger Somalier, der vor fünf Jahren als unbegleiteter Minderjähriger gekommen war. Martin hatte ihn bereits auf der Sea Watch, auf der er gleich nach dem Studium angeheuert hatte, als zurückhaltenden Jungen bemerkt. Martin half Matay, eine Unterkunft zu finden, in der er auch gut betreut wurde. Später machte er eine Lehre als Fahrradmechaniker, die ihm Martin besorgte und für die er sich persönlich verbürgte. Matay hatte ihn nicht enttäuscht. Gerne erinnerte Martin sich an das „Yes, Mister Martin“ oder „Ok, Mister Martin“, wenn ihm Matay etwas zusagte. Irgendwo hier musste er jetzt wohnen.

Martin dachte an frühere Zeiten und wie sich heute alles verändert hatte. Das afrikanische Viertel bestand überwiegend aus einfachen, mehrstöckigen Häusern, die von Wohnungsbaugesellschaften Mitte des vergangenen Jahrhunderts errichtet worden waren und als Vorzeigeobjekte der Sozialpolitik der sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts gedient hatten. Damals waren Arbeiter und einfache Angestellte dort angesiedelt worden.

Da vierzig bis fünfzig Jahre später durch die Einwanderungswellen dringend Wohnraum benötigt wurde, waren diese Wohnsilos gut als Bleiben für die

Neuankömmlinge geeignet. Projekte wie das der Nachverdichtung führten dazu, dass sich nach und nach jede Wohnung mit Einwanderern und ihren Familien füllten. Doch irgendwann reichten die Wohnungen nicht mehr, um allen ein Dach überm Kopf zu bieten. Wie in vielen Städten wurde durch den Migrationsdruck bedingt jedes freie Fleckchen Erde bebaut.

Sportplätze, Freiflächen zwischen den Wohnblocks und kleine Parks waren dem Bauboom ebenso zum Opfer gefallen wie Parkplätze für die Anwohner. Schnell wurden auch zwei, drei Stockwerke auf Bestandsimmobilien draufgesattelt. Jahrzehntlang entstand auf engstem Raum in prekären Wohnsiedlungen ein Block neben dem anderen. Nun lebten hier dicht gedrängt zehntausende Menschen unterschiedlichster Kulturen und Herkunftsländer, während die deutschstämmige Bevölkerung langsam weggezogen oder weggestorben war.

Nun waren endlich massenhaft Kinder da. Aber es waren Kinder ohne Schuhe in ärmlicher Kleidung, die auf dem staubigen Boden spielten, der schon lange kein Gras mehr trug. Überall lagen größere und kleinere Steine herum, zum Teil waren sie aus dem Mauerwerk gebrochen. Martin fühlte sich an Nachrichtensendungen aus seiner Kindheit erinnert: Damals hatte es in fernen Kriegsgebieten so ausgesehen. Die Kinder hatten kleine Elektroroller und rasten zwischen den Häusern herum. Wenn die Roller abgefahren waren, ließen sie diese einfach stehen und am Abend musste das Ordnungsamt versuchen, diese Roller wieder aufzufinden, um sie zu laden. Die meisten waren aber bald nicht mehr nutzbar, zu kaputt und unsicher waren diese Fortbewegungsmittel geworden.

An einer Ecke lief Abwasser aus dem Hauseingang. Vermutlich war ein Eimer mit Schmutzwasser umgefallen.

Wäscheleinen und alte Seile, die von Klappläden der Wohnungen zu verrosteten Eisenstäben gespannt waren, trugen zerlumppte Kleidung. Von den Klappläden selbst baumelten Teppiche und Decken. Hier und da wehte eine weißrote zerrissene IS-Fahne mit der arabischen Aufschrift „Es gibt keinen Gott außer Allah“ im Wind. Daran störte sich schon lange keiner mehr. Wo es keine übergreifende staatliche Ordnungsmacht gab, herrschte Anarchie und Willkür. Auf dem Boden waren karierte Decken neben alten unbrauchbaren Gegenständen wie Altreifen oder Matratzen ausgebreitet. Daneben leere Wäschekörbe, ein Sandhaufen, auf dem eine kleine Promenadenmischung soeben ihr Geschäft verrichtete. Elektrokabel hingen wahllos in der Gegend, bei einigen waren die blanken Kupferdrähte sichtbar.

Die riesigen Mülltonnen quollen über. Alte Fernsehgeräte waren vor Recyclingcontainern abgestellt, wo sie seit einer Ewigkeit standen. Um einen toten Schafskopf kreisten hunderte Fliegen. Es war zu hoffen, dass die unregelmäßig arbeitende vollelektronische Müllabfuhr bald kommen würde, um den nötigsten Unrat zu entsorgen, bevor sich Krankheiten ausbreiteten. In der Mitte des Platzes standen ein paar Autotorsos, denen alle vier Reifen fehlten und die vor sich hin rosteten. Ein Abklatsch von Shutka, Stadt der Roma, ein Sinnbild der Hoffnungslosigkeit eines ganzen Kontinents schon Anfang des Jahrtausends.

Kinder übten sich unter der Aufsicht der Väter im Ringkampf, die Männer ihrerseits folgten in zeltähnlichen Überdachungen dem Hahnenkampf. Es war ein Schreien und Anfeuern. Die toten Tiere wurden liegengelassen. Nicht besser erging es den aus Spanien zu hunderttausenden importierten Galgos, die in bestialischen Hunderennen aufgerieben und am Ende der Saison brutal ermordet wurden. Die Einwanderer hatten viele ihrer lieb gewordenen

Gebräuche mitgebracht, von denen sie auch nicht lassen wollten. Keiner hinderte sie daran. Die deutsche Community war für die Versorgung zuständig. Die Regeln wurden von anderen vorgegeben.

Doch wer genau regelte was? Martin dachte nach und Kelek fiel ihm ein. Die seit Jahrzehnten im Stadtteil lebenden Muslime waren überwiegend türkische Bewohner, denen es nach den Ausschreitungen zu verdanken war, den Bezirken wieder Ordnung und Struktur gegeben zu haben. Sie stellten seit langem die größte Bevölkerungsgruppe in der Stadt und lebten einen gemäßigten Islam. So war es nicht verwunderlich, dass Saragoglu Kelek, ein stattlicher Mann, zum Stadtkalifen und Vorsitzenden des Islamrates ernannt worden war. Der Islamrat hatte mit Hilfe der Ayatollahs aus dem Vorderen Orient kleine islamische Stadtstaaten errichtet, die in den Städten das Sagen hatten.

Die deutschstämmige, christlich sozialisierte Bevölkerung war ein williger Helfer dabei gewesen, die vielen traumatisierten Menschen zu unterstützen, ein funktionierendes Gemeinwesen aufrechtzuerhalten, Bildungseinrichtungen und eine Verwaltung zu unterhalten. In der schwachen übergeordneten Nationalregierung, sofern man noch von einer solchen sprechen konnte, war die muslimische DENK-Partei zur zweitstärksten Partei angewachsen und unterstützte die sozialökologischen Splitterparteien, die sich als Block gegen die Nationalkonservativen richteten.

Kelek war Stadtvorsteher der gesamten muslimischen Community und damit der mächtigste Mann der Stadt. Er herrschte über alle Völkergruppen, die im östlichen Teil der Stadt lebten. Zu diesen gehörten neben den türkischen Bewohnern auch viele arabischstämmige Einwohner wie Syrer, Pakistani und Afghanen, die am Rand des Bezirkes in